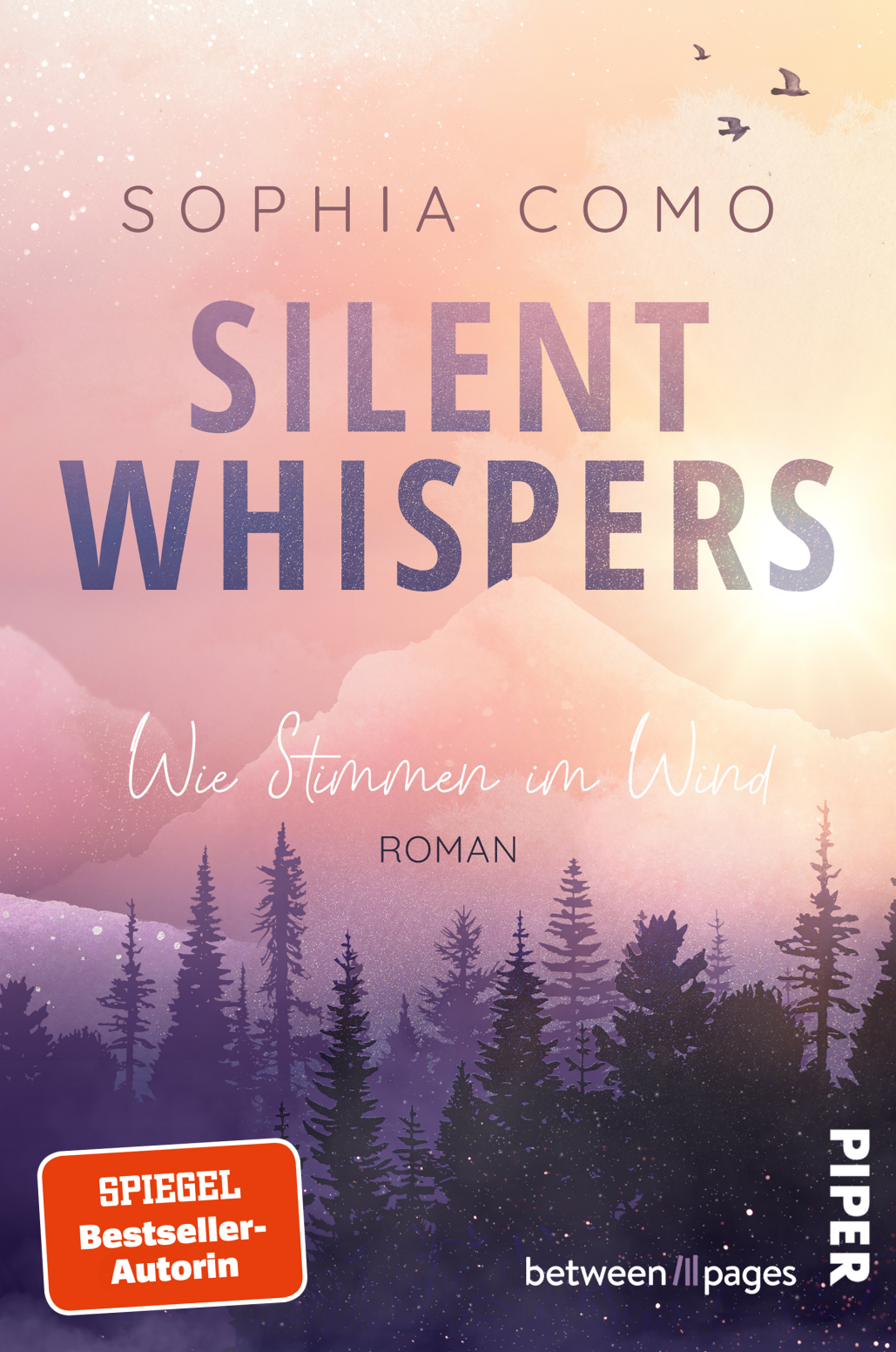




SOPHIA COMO

SILENT WHISPERS

Wie Stimmen im Wind

ROMAN

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

between // pages

PIPER

Sophia Como
Silent Whispers – Wie Stimmen im Wind

*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Silent Whispers – Wie Stimmen im Wind« an *empfehlungen@piper.de*, und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen und übernimmt dafür keine Haftung. Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Bei »Silent Whispers – Wie Stimmen im Wind« handelt es sich um eine Neuauflage des 2021 im Federherz Verlag erschienenen Titels »Wie Stimmen im Wind« von Sophia Como.

ISBN 978-3-492-50969-5
© 2026 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4,
80799 München, *www.piper.de*
Für einen direkten Kontakt und Fragen
zum Produkt wenden Sie sich bitte an:
info@piper.de
Satz auf Grundlage eines CSS-Layouts
von digital publishing competence (München)
mit abavo vlow (Buchloe)
Covergestaltung: Giessel Design
Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von Shutterstock.com genutzt
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck
Printed in the EU

*Für Mama
Denn du bist der Grund,
warum ich niemals aufgeben könnte*

PLAYLIST

Wildfire – Seafret
Kiss Me – Ed Sheeran
Helium – Sia
In My Veins – Andrew Belle
The One – Kodaline
Salvation – Gabrielle Aplin
Violin – Amos Lee
Each Coming Night – Iron & Wine
Hearts Don't Break Around Here – Ed Sheeran
Wrap Your Arms Around Me – Gareth Dunlop
Be My Baby – Gareth Dunlop
How Far This Road Goes – Gareth Dunlop
Desire – Ryan Adams
Poison & Wine – The Civil Wars
Say Anything – Tristan Prettyman
Hope – Tom Rosenthal
Brush Fire – Gracie Abrams
August – the long pond studio sessions – Taylor Swift
Lonely Eyes – Lauv
Unbreakable – Jamie Scott
Over You – Ingrid Michaelson, A Great Big World
Falling – Harry Styles
Lost – Blake Rose
Walking Blind – Aidan Hawken
The Moon – Glen Hansard, Markéta Irglová
Runaway – Aurora

PROLOG

Im Abendlicht, bevor alles dunkel wurde, wirkte es harmlos.

Eine weite goldene Fläche am Rande der Stadt, vom Wind in Bewegung gehalten. Wenn das letzte Licht des Tages flirrend über den Wiesen schwebte, die langen Grannen das Feld wogend und weich erscheinen ließen und ich mich, geleitet von dieser Illusion, hineinlegen wollte.

An warmen Abenden fuhr ich mit dem Fahrrad daran vorbei, langsam genug, um das Licht über das Gerstenfeld wandern zu sehen. Manchmal hielt ich an, überlegte.

Ich wusste, wie es sich anfühlte hineinzugehen. Sich hinzulegen. Der Schein trog.

Denn die langen Grannen waren hart. Sie verhakten sich in Stoff und Haar, kratzten über die Haut, hinterließen feine Linien, die erst später juckten und brannten. Trotzdem ließ ich so oft das Rad ins Gras kippen und schob mich zwischen die Halme. Immer wieder.

Vielleicht, weil ich wissen wollte, ob es diesmal anders war.

Vielleicht, weil mir nichts Schlimmes passieren konnte.

Wenn ich mich hineinlegte, spürte ich das Piken in den Armen, den Beinen, im Nacken, in meiner Kopfhaut. Von außen musste es aussehen, als würde ich in etwas Weiches sinken.

Von innen fühlte es sich anders an.

Später saß ich in der Küche auf dem alten Holzstuhl, während Mom hinter mir stand und die Gerstenköpfe aus meinen Haaren zog. Oft blieb sie stehen, musterte mich und prüfte, ob sie noch etwas übersehen hatte.

»Du lernst es nie«, sagte sie dann leise, und ich lachte, weil es nicht wichtig war.

Das war, bevor sie ging, bevor mein Zuhause starb, bevor er kam.

Im Abendlicht, bevor alles dunkel wurde, wirkte es harmlos.

Weiche Laken, ein liebevoll eingerichtetes Zimmer, Stoffbären, gerahmte Bilder. Erst wenn das Licht verschwand, veränderten sich die Konturen. Geräusche klangen näher, Schritte schwerer, die Schatten wurden länger, bis sie im Schwarz verschwanden.

Und unter dem Gewicht der Dunkelheit dachte ich so oft an die Grannen, ihre Kratzer und wie sie einst das Schlimmste gewesen waren, das mir passieren konnte.

KAPITEL 1

Giulia

Der Schmerz kroch meinen Rücken hinab in Beine und Füße.

Unter mir gab der Boden nicht nach. Uneben, übersät mit kleinen, losen Steinen, die bei jedem Schritt verrutschten. Ein falscher Tritt, und es zog bis in die Hüfte.

Nicht stehen bleiben.

Ich nahm ein paar tiefe Atemzüge, ehe ich meinen Rucksack zurück auf die Schultern hievte. Ich brauchte eine Pause, einen Ort für mein Zelt. Doch dafür musste ich noch weiter. Obwohl dieser Waldweg ziemlich verlassen wirkte, war die Gefahr einfach zu groß.

Also bleib nicht stehen, Giulia.

Es hatte Momente gegeben, da hatte dieses Mantra beinahe nicht geholfen. Der Schmerz war zu tief gewesen, die Erschöpfung zu groß, der Gedanke zurückzukehren zu real. Doch nur eine Erinnerung machte jeglichen Schmerz vollkommen irrelevant.

Aufgeben kam nicht infrage.

Nicht, wenn ich mich orientierungslos fühlte.

Nicht, wenn ich die Landkarte verfluchte.

Nicht, wenn mein Magen knurrte und meine Flasche leerer wurde.

Lieber hungerte ich, als umzukehren.

Ich schnaufte. Die dicht beieinanderstehenden Bäume boten zwar reichlich Schatten, doch die Hitze der Sommersonne fand trotzdem ihren Weg zu mir. Ich sollte mich nicht beschweren. Kälte und Regen hätten es mir unmöglich gemacht, diese Flucht anzutreten. Dabei lief ich ohne wirkliches Ziel. Immer weiter in Richtung Osten, hinein in die Natur, in die Stille. Vielleicht würde ich irgendwann haltmachen, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht würde ich mein Leben lang weiterziehen, ohne jemals anzukommen.

Mühevoll klammerte ich mich an die Riemen meines Rucksacks, konzentrierte mich auf den Kies unter meinen Füßen. Eigentlich hatte ich nicht viel bei mir. Ein paar Wechselklamotten, eine Karte, ein Zelt, ein altes Taschenmesser meiner Mutter. Ich wusste, dass es unwahrscheinlich war, an diesem Ort einem Menschen zu begegnen. Seit meinem letzten Einkauf in Louisville hatten sich meine sozialen Kontakte auf wilde Chipmunks und laute Singvögel beschränkt. Und doch: Wenn es hinter mir knackte oder ich nachts das Messer umklammert in die Dunkelheit lauschte, war es unmöglich, *nicht* an *ihn* zu denken.

Das Schreien einer Krähe drang durch die hohen Bäume zu mir hindurch. Neugierig blieb ich für eine Sekunde stehen und reckte den Hals, suchte zwischen den Ästen nach dem schwarzen Schatten. Der Vogel war längst verschwunden, weit und breit kein Tier zu sehen, trotzdem bildete ich mir eine Bewegung ein. Oder auch nicht.

Ich erstarrte, ließ den Blick über die dichten Stämme und moosbedeckten Felsen gleiten. Suchte zwischen Bäumen nach einem Körper. Nach etwas, das die leisen Alarmglocken in mir begründete.

Doch da war nichts. Kein zweiter Atemzug, kein Holz, das unter fremden Schritten knarzte. Nur ich.

Als eine leichte Brise einen losen Ast beiseiteschob, traf der Wind mein schweißüberströmtes Gesicht, und mir wurde klar, wie erschöpft ich wirklich war. Ich zückte meine Flasche und trank in gehemmten Schlucken den mickrigen Rest, der mir noch geblieben war, während mein Blick die Umgebung scannte. Rechts neben mir fiel der bewaldete Hang hinab, links stieg er wieder an. Erst als ich die Flasche zurück in die Tasche packte, nahm ich am Ende des Hangs ein Glitzern wahr. Zwischen den vielen Bäumen konnte ich erkennen, dass sich die Sonne in etwas spiegelte. Ein Stück Plastik? Eine Scherbe? Nein, es war viel zu groß, viel zu weitflächig. Viel zu schön.

Sofort sprang ich auf, griff nach meinem Rucksack und stieg vorsichtig den Hang hinab. Unten angekommen, warf ich meine Sachen ans Seeufer, streifte Kleidung und Schuhe ab und hüpfte samt Unterwäsche ins Wasser. Kälte umschloss mich, erfrischte Muskeln und Sinne. Aus meiner Kehle löste sich ein lautes Lachen, als ich mich auf den Rücken warf und mich vom Wasser tragen ließ. Die Baumwipfel beugten sich über mich, über den See, umrahmten das Bild des dämmernden Himmels. Dabei fragte ich mich, ob der See in der Umgebung bekannt war. Ob hier überhaupt Menschen lebten und Orte angesiedelt waren. Ich wusste es nicht.

Ich wusste nicht mal, wo ich überhaupt war, was in Anbetracht dessen, dass mir langsam Wasser und Nahrung ausgingen, ein echtes Problem war. Also schwamm ich zurück zum Ufer, um mein Lager aufzuschlagen. Weit genug vom Weg entfernt, nah genug,

um morgen weiterzugehen und mich um meine Vorräte zu kümmern.

Mit meiner Karte setzte ich mich ans sonnige Ufer, um zu trocknen. Ich drehte das Papier, wendete es, suchte nach irgendetwas, das mir bekannt vorkam – vergeblich. Keiner der dunkelgrünen Flecken wollte zu meinem werden.

Ein Schatten huschte über das Papier. Hinter mir raschelte es. Dann ertönte ein dumpfer Knall.

Ein Krampfen in meiner Brust. Ich fuhr hoch, stolperte ins Wasser, fiel und robbte tiefer hinein. Mein Herz raste. Hitze explodierte in mir, breitete sich aus wie ein Buschfeuer. Lunge, Magen, Beine. Es schnürte mir die Luft zum Atmen ab. Nicht einmal das kühle Wasser konnte helfen.

Atemlos blickte ich mich um. Mein Rucksack war umgekippt. Mehr nicht. Niemand war da.

Ich war allein.

Er war nicht hier.

Scott

Meine Narben erinnerten sich schneller als ich.

Ein dumpfer, ziehender Schmerz, der sich langsam über meinen Rücken ausbreitete. Mein Wagen kam in einer verlassenen Parkbucht unweit unserer Farm zum Stillstand. Die Hände umklammerten das Lenkrad, als würde ich versuchen, festzuhalten, was mir längst entglitten war. Ich atmete tief durch, flach, langsam. Der Geruch von Staub und altem Leder hing in der Luft,

legte sich auf meine Schleimhäute, auf meinen Körper, auf die Schmerzen.

Es ging nicht mehr.

Ich griff zum Handschuhfach, zog es ruckelnd auf, weil es klemmte. Meine Finger tasteten im Halbdunkeln zwischen alten Papieren und Münzen nach den Tabletten. Als ich sie mir trocken in die Kehle warf, spürte ich, dass ich zitterte.

Mein Brustkorb hob und senkte sich, das Pochen in meinen Schläfen wurde gedrosselt. Ich ruhiger. Wenn auch nur langsam.

Sonst scherst du dich einen Scheißdreck um die Farm. Also hau ab!

Als der Schmerz nachließ, kamen andere Erinnerungen hoch. Die Worte saßen fest. Tiefer, als sie es sollten. Es war nicht das erste Mal, dass ich sie zu hören bekommen hatte. Und sicher nicht das letzte Mal.

Mit meinem Onkel Harvey zu streiten, war keine einmalige Sache, sondern ein Dauerzustand. Das wusste ich. Jeder wusste das. Und trotzdem würde ich mich vermutlich niemals ganz daran gewöhnen.

Ich lehnte den Kopf gegen die Stütze und schloss die Augen. Für einen Moment sah ich ihn wieder vor mir. Den Betonboden des Stalls. Blutüberströmt. Meine Stute Blueberry. *Feuer.*

Erinnerungen aus verschiedenen Zeiten vermischten sich, und ich riss die Augen auf, schnappte nach Luft.

In dem Moment vibrierte mein Handy neben mir. Ein Blick aufs Display verriet mir, dass es Ruby war. Ein weiterer sagte mir die Uhrzeit. *Fuck!*

»Hey, Grandma, sorry, ich hab die Zeit vergessen und ...«

»Du hast die Zeit nicht vergessen, Scott. Ich habe euch streiten gehört.«

Mein Mund blieb offen stehen, ich rutschte noch tiefer in den Sitz.

»Ja«, hauchte ich ergeben. »Tut mir leid, ich musste raus. Morgenabend bin ich beim Essen dabei. Versprochen.«

»Entschuldige dich nicht bei mir. Bonnie hat sich so auf das Essen gefreut. Und sie meinte, du fährst morgen mit ihr zum Wickfield Lake?«

Doppeltes *Fuck!* Noch etwas, das ich vergessen hatte. Dabei lag mir meine kleine Schwester schon seit Ewigkeiten in den Ohren, an meinem freien Tag mit ihr schwimmen zu gehen.

»Ich habe es ihr versprochen«, erwiderte ich fest, auch wenn es verboten war, im Wickfield Lake schwimmen zu gehen. Das wusste ich als Deputy besonders gut.

»Scott ...« Die traurige Stimme meiner Grandma verlangte mir alles ab. »Ich weiß, dein Onkel kann schwierig sein, aber er meint es nicht so.«

»Ich weiß«, log ich, weil ich mir sicher war, dass Harvey es ganz genau so meinte, wie er es sagte.

Wenn er sich darüber beschwerte, dass ich einen Job im Police Department angenommen hatte, statt auf der Farm auszuhelfen.

Wenn ich auf der Farm aushalf, es aber seiner Meinung nach nicht gut genug tat.

Wenn ich mich vor die Pferde stellte, wie Mom es immer getan hatte, weil sie im Gegensatz zu ihm für mich keine Nutztiere, sondern Familie waren.

Heute hatte er mich dafür angefahren, dass ich mich eingemischt hatte. Dass ich den Tierarzt gerufen hatte, ohne ihn zu fragen. Dass ich seinen neuen Vorarbeiter

Jakub für Blueberrys Wunde verantwortlich gemacht hatte, weil er oft viel zu hektisch und grob mit den Tieren umging. Doch laut meinem Onkel hatte sich das *dumme Vieh* nur am Zaun verletzt.

Ich sah das Bild noch vor mir. Das Blut. Blueberrys flacher Atem. Und Harveys missbilligender, hasserfüllter Blick.

»Ich will damit nur sagen«, setzte Ruby fort, »die Farm ist alles für ihn. Das weißt du. Er ... ich glaube, das ist seine Art, damit umzugehen.«

Ich rieb mir über das Gesicht. Harveys Worte konnten schmerzen, was aber viel schwerer wog, war seine Gleichgültigkeit den Pferden gegenüber. Er wusste, wie viel sie mir bedeuteten. Wie viel sie Mom bedeutet hatten. Sie waren eines der wenigen Dinge, die mir von meinen Eltern geblieben waren.

»Das hier ist sein Zuhause, verstehst du? Es ist unser Zuhause.«

Das ist es schon lange nicht mehr.

Ich sagte es nicht laut, ließ den Gedanken wie immer verschlossen in mir und schüttelte nur den Kopf. Dabei wanderte mein Blick nach draußen. Es dämmerte bereits. Am dunkelvioletten Himmel ein blasser Kreis. Abnehmender Vollmond. Dass ich fasziniert von diesem Anblick war, konnte ich nicht behaupten. Vielmehr suchte er mich heim, belächelte mich, erinnerte mich jedes Mal aufs Neue an diese eine Nacht. Und daran, weshalb ich am liebsten mit ihnen gegangen wäre. Doch ich blieb. Für Ruby. Für Bonnie. Für den Rest, der mir von ihnen geblieben war.

»Kommst du gleich heim?«

Ich seufzte. »Ja, keine Sorge. Du kannst ruhig schlafen gehen.«

»Das werde ich erst, wenn du zurück bist.«

Ein Schmunzeln huschte über meine Lippen. Als wir auflegten, blieb es noch eine Weile. Die Tablette hatte gewirkt, der Schmerz war verschwunden, die Erinnerungen verharteten dennoch. Mein Blick wanderte durch die Dunkelheit. Ich war umgeben von dichten Wäldern, die Straße menschenleer, irgendwo huschte ein dunkler Schatten durchs Bild, vermutlich ein Reh. Dieses kleine Fleckchen Erde war einst das Schönste gewesen, was es für mich gegeben hatte. Und vielleicht war es das noch immer. Nur anders. Fremder.

Ich griff nach dem Zündschlüssel und startete den Wagen. Die Scheinwerfer durchbrachen die Dunkelheit, warfen breite Lichtkegel auf den Asphalt und den Waldrand. Für einen Herzschlag lang meinte ich, etwas im Licht stehen zu sehen. Zu aufrecht für ein Tier. Zu reglos, um sofort wieder im Unterholz zu verschwinden.

Mein Atem stockte.

Doch da war nichts. Keine Regung. Kein Mensch. Nur Bäume, Schatten, Nacht.

Kopfschüttelnd schaltete ich den Gang ein und fuhr los, sagte mir, dass es sicherlich ein Tier gewesen war.

Und doch zog etwas meinen Blick in den Rückspiegel, zurück zwischen die dunklen Tannen. Ein mulmiges Gefühl, das ich nicht abschütteln konnte.

KAPITEL 2

Giulia

Alles war dunkel. Schwarz.

Augen auf, Augen auf!

Wieso wurde es nicht hell? Wo war ich? Durfte ich schreien? Mich bewegen?

Ein Griff an meinem Oberschenkel. Fest. Zu fest. Ein bekannter Schmerz, der sich ausbreitete, als würde er jede Nacht auf mich warten. Alles tat weh. Und ich konnte nichts sehen.

»Ich will das nicht«, hauchte ich. Die Worte zerfielen in meinem Mund, fanden niemanden.

Etwas drückte mich zu Boden, dann war da plötzlich ein ruckartiger Zug an meinen Haaren, so plötzlich, dass mir der Atem aus dem Körper gepresst wurde. Schmerz legte sich über mein gesamtes Dasein. Er hatte keine Richtung, keinen Anfang, kein Ende. Und doch, mich zu bewegen, schien unmöglich. Nicht, weil ich es nicht wollte, sondern weil mein Körper mir nicht mehr gehorchte. Als stünde ich neben mir. Als sähe ich zu, wie jemand anders dort lag. Reglos. Still.

Hol doch Hilfe!, dachte ich. Oder sagte ich es? Aber aufschreien war unmöglich. Aufschreien war verboten. Selbst als sich mein Handgelenk verdrehte, als der Schmerz klarer und schärfer wurde, bekam ich nicht den

Mund auf. Sagte nichts, unternahm nichts. Und irgendwo zwischen Angst und Ohnmacht, begann ein Gedanke Wurzeln zu schlagen:

Es war meine Schuld. Ganz allein meine Schuld.

Das restliche Wasser landete in meiner Kehle. Obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen war, war es schon jetzt um kurz nach fünf brütend heiß. Ich konnte mir gut vorstellen, wie erbarmungslos sie in wenigen Stunden auf mich herabscheinen würde. Da konnten selbst die dichten Ahorn- und Walnussbäume nicht mehr helfen. Ich brauchte dringend neues Wasser.

Mühsam rappelte ich mich auf, um meine Sachen zusammenzupacken. Sobald die Sonne sich zeigte, wollte ich weiter. Doch kaum stand ich auf den Beinen, wurde mir schwindelig. Mein Kreislauf streikte. Entweder wegen meines vernachlässigten Wasserhaushalts oder wegen des nachhallenden Schwindels meines Albtraums.

Ich war am Seeufer aufgewacht, mein Fuß hatte im Wasser gelegen. Seit Jahren gehörten solche Träume zu meiner Nachtroutine. Ich hatte gehofft, dass ich sie hier loswerden könnte, doch es schien so, als würden sie mich niemals verlassen wollen.

Ich rollte meine Isomatte zusammen und fischte die getrockneten Klamotten vom Ast. Meine Haare bändigte ich mit einem Haargummi, ohne in den kleinen Spiegel zu blicken, der irgendwo im Rucksack lag. Es spielte keine Rolle, wie ich aussah. Ein letztes Mal versuchte ich mich daran, meine Karte zu lesen. Vergeblich. Selbst wenn ich recht hatte und mich an der vermuteten Stelle befand, brachte mich das nicht weiter, denn der nächste Ort lag meilenweit entfernt.

Seufzend packte ich die Karte zurück, ließ mich unter einem Baum ins Gras sinken. Meine Glieder fühlten sich noch schwerer an als sonst. Die Nacht hing mir nach wie feuchte, kalte Kleidung. Bilder, die ich nicht gerufen hatte, drängten sich zurück ins Bewusstsein. Zu nah. Zu laut.

Ich presste die Augen zu. Atmete ein. Zählte mit. Es half nicht. Also griff ich nach dem Notizbuch. Nach *ihrem* Notizbuch.

Der Einband war an den Kanten brüchig vom vielen Öffnen. Ich schlug eine leere Seite auf und ließ den Stift einen Moment über dem Papier schweben, bis sich die Worte in mir geformt hatten. Brief Nummer 398 von ihr. Brief Nummer vier von mir.

Die Sätze flossen langsam, dann immer schneller. Meine Gedanken formten sich zu Wörtern. Manchmal bildete ich mir ein, dass das Papier meine Ängste tragen und das Buch sie verbannen konnte, würde ich es einfach zuschlagen. Bei ihr hatte es nicht funktioniert, vielleicht bei mir im Hier und Jetzt schon. Bei Giulia. Wenigstens für einen Augenblick.

Dann würde ich über die frische Schrift fahren, warten, bis sie getrocknet war, und das Notizbuch zuklappen. Und für einen Moment würde es still in mir sein.



»O mein Gott, ist das kalt!«

Die Stimme eines Kindes ließ mich hochschrecken. Panisch blickte ich mich um, analysierte die Situation. Die Sonne knallte durch die Blätter hindurch auf meine Haut, und ich saß immer noch am Fuße des dicken Baumstamms. Mist! Ich musste eingeschlafen sein.

Erschrocken duckte ich mich, als erneut ein lautes Lachen ertönte, und griff in meine Hosentasche, um meine Armbanduhr hervorzukramen. Es war tatsächlich bereits halb elf. Wie zur Hölle hatte ich so lange schlafen können? Auf dem harten Boden?! In der prallen Sonne?!

Jetzt aber los. Leise zog ich mir den Rucksack auf die Schultern und trat dann etwas näher an die Stimmen heran. Durch die vielen Äste sah ich ein junges blondes Mädchen in einem geblühten Badeanzug knöcheltief im Wasser stehen. Ich schätzte es auf zehn, vielleicht elf. Für kurze Zeit spielte ich mit dem Gedanken, ihre Eltern zu fragen, ob sie etwas zu trinken hatten oder mich in den nächsten Ort mitnehmen könnten. Kinder ließen Erwachsene harmlos und ungefährlich wirken, auch wenn ich aus eigener Erfahrung wusste, dass das eine Illusion war.

Trotzdem trat ich aus Verzweiflung näher. Bis ich ihn sah. Ich stockte, fuhr zurück hinter einen dicken Baumstamm. Er trug lange dunkle Jeans, ein blau kariertes langärmeliges Hemd und abgewetzte Cowboyboots, was bei fünfunddreißig Grad sehr widersprüchlich war. Heimlich musterte ich ihn. War er der Vater dieses Mädchens? Er wirkte nur ein paar Jahre älter als ich.

Während ich ihn mir näher ansah, seine sportliche Statur musterte und beobachtete, wie er seinen Hut kurz anhob, um sich durch die hellbraunen Haare zu fahren, begann mein Inneres zu rebellieren. Ich konnte ihn nicht ansprechen, zu gefährlich. Zumal er einen Polizeiwagen fuhr – sicher war es verboten, hier zu campen, und ich wollte mir nicht noch weitere Probleme einbrocken. Nein danke!

So leise wie möglich entfernte ich mich wieder von den beiden und versuchte, hinauf zum Weg zu kommen. Laub raschelte unter mir, doch das bemerkten sie zum Glück nicht. Gerade als ich über eine große Wurzel springen wollte, um dann mit zwei letzten Schritten zum Weg zu gelangen, blieb ich mit dem Fuß hängen und spürte ein Stechen in meinem Knöchel. Ich jaulte auf, stolperte und schlug mir dann noch das Knie blutig.

Super. Das hatten sie kaum überhören können.

Die Stimmen der beiden verstummten. Ein panischer Blick in ihre Richtung verriet mir, dass sie zwischen die Bäume spähten und mich entdeckt hatten.

»Alles in Ordnung?« Seine Stimme war tief, die Stirn hatte er in Falten gelegt und musterte mich mehr überrascht als besorgt.

Ohne etwas zu antworten, stand ich mit rasendem Herzen auf und robbte mich hoch zum Weg. Doch mit jedem Schritt, den ich tat, vertiefte sich der Schmerz. Tränen stiegen mir in die Augen, während ich hastig weiterhumpelte. Tränen vor Ärger, Angst und Verzweiflung. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war, mein Wasser war leer und nun auch noch mein Knöchel verstaucht. Doch noch schlimmer: Ich bekam Panik. Nicht wegen der Schmerzen, nicht wegen meiner aussichtslosen Situation. Nein, seinetwegen. Wegen seiner Aufmerksamkeit. Seines Blicks.

Ich humpelte vermutlich ganze zehn Minuten den Weg entlang, versuchte, der Panik zu entfliehen. Irgendwann ließ ich mich schmerzerfüllt auf einem großen Stein nieder und blickte die bisher gelaufene Strecke zurück. Sein Wagen war noch deutlich zu erkennen. Wenn ich jetzt schon vollkommen aus der Puste war, wie sollte ich dann den Rest schaffen?

Vorsichtig löste ich meinen Schuh vom Fuß und betrachtete meinen Knöchel. Er war blau angelaufen und leicht geschwollen. Vor Wut stieg mir das Blut in die Schläfen und löste dort starken Schwindel aus.

Reiß dich zusammen!, rief ich mir in Gedanken zu und hievte mich wieder auf meinen gesunden Fuß. Halb humpelnd, halb springend setzte ich meinen Weg fort. Dabei löste sich ein leiser Schluchzer aus meinem Mund, doch ich würgte den nächsten einfach runter.

Ich wollte schreien. Einfach aus diesem Traum aufwachen. Doch es war kein Traum. Es war die Realität. Eine Realität, die ich mir selbst ausgesucht hatte.

Hinter mir ertönte das Geräusch eines Anlassers, dann brummte der Motor auf. Ich lauschte. Folgten sie mir? Oder war es Zufall, dass sie aufbrachen? Näher kamen. Vielleicht würden sie nur an mir vorbeifahren und mich hierlassen. Allein.

»Hey!« Seine Stimme ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. »Ist alles in Ordnung? Du blutest.«

Ein leises, mir unbekanntes Ziehen in meiner Brust. Für einen Moment wollte ich mich zu ihm umdrehen, ihn mir näher ansehen, seiner Stimme erneut lauschen. Doch das Ziehen trug auch Angst in sich. Sie flehte mich an, abzuhaufen, weiterzulaufen.

Nicht stehen zu bleiben.

»Wir können dich zum Doktor bringen.« Das war die helle Stimme des Mädchens. Das Ziehen in meiner Brust wurde weicher.

»Es ist alles in Ordnung. Vielen Dank!«, antwortete ich, den Blick fest zu Boden gerichtet, während sie neben mir herfuhr.

»Bist du dir sicher?« Keine Ahnung, ob ich es mir einbildete, doch es war, als läge ein Lachen in seiner

Stimme. »Du scheinst nicht zu wissen, wo du bist, oder?«

Ja, eindeutig spottete er über mich.

»Komm doch.« Wieder das Mädchen. Wieder diese liebliche, in Sorge getränkte Stimme, die all meine Sinne beruhigte. »Dr. Fitzgerald ist wirklich gut. Sie kann dir helfen. Es tut auch gar nicht weh, jedenfalls bei mir nie!«

Ich verzog meine Lippen zu einem leichten Lächeln, zerrissen zwischen den rasenden Symptomen meiner Angst und dem Wunsch, mich dem Mädchen anzuvertrauen. Meine Hände zitterten, doch meine Brust wurde warm, der Atem stockte.

Wäre da nicht er.

Trotzdem blieb ich stehen, drehte mich zu ihnen um. Es waren seine Augen, die mein Blick als Erstes fand. Nicht ihre. Seine. Ausgerechnet.

Einen viel zu langen Moment blieb ich daran hängen, seine Iriden umgeben von einem dunklen Grün. Obwohl ich schon Luft zum Antworten geholt hatte, blieb sie mir elendig im Rachen stecken. Ein Teil von mir begann zu zittern, wurde nervöser, je länger ich ihn ansah. Ein kleiner anderer Teil wollte einfach verharren.

Erst sein Räuspern löste meinen Blick.

»Du musst dir keine Sorgen machen«, antwortete ich und wandte mich ihr zu. »Ich brauche keinen Arzt.«

Ihre blonden Löckchen hingen ihr wild ins Gesicht, vereinzelte Wassertropfen liefen über ihre Wangen. Ihre Augen wie seine grün, ihre Nase von zarten Sommersprossen gesprenkelt. Als Reaktion auf meine Antwort blickte sie zu ihm rüber, doch er schenkte mir

kaum mehr Beachtung, sah nur gelangweilt aus der Frontscheibe.

»Steig ein!«

Sein Tonfall war mürrisch, fast wie ein Befehl. Fassungslös runzelte ich die Stirn. Das merkte er, sobald er mich wieder ansah, lächelte weniger freundlich, mehr spottend. Er bewegte leicht seinen Kopf, dabei verschwanden seine Augen im Schatten seines Cowboyhuts.

»Oder willst du weiter ins Nirgendwo humpeln?«

Er deutete in die Richtung, in die ich hatte gehen wollen.

Genervt presste ich die Lippen aufeinander. Doch gerade als ich auf seine uncharmanteste Art reagieren wollte, fiel mein Blick auf den Schoß der Kleinen. Sie trug einen Rucksack bei sich, aus dessen Öffnung eine Wasserflasche ragte.

Ich musste so intensiv darauf gestarrt haben, dass sich plötzlich eine Hand um den Hals schlang und mir die Flasche entgegenhielt.

»Durst hast du auch noch?« Jetzt wirkte er genervt.

Vorsichtig hob ich den Arm und kam der Flasche näher, seinen Fingern näher. Meine Glieder bebten.

»Danke«, hauchte ich, die Kehle noch trocken, der Stolz verletzt. Trotzdem setzte ich die kühle Flaschenöffnung an meine Lippen und genoss, wie sich das Wasser wohltuend in mir ausbreitete.

»Also in dieser Richtung wirst du nichts als Wald und Felder finden. Da kannst du lange nach einem Arzt oder einem Supermarkt suchen ...« Ich trank, ohne ihn wirklich wahrzunehmen, überflutet von einem erlösenden Gefühl. »... selbst wenn du unsere ganze Flasche leer trinkst.«

Erschrocken stoppte ich, beäugte den mickrigen Rest Wasser, den ich ihnen übrig gelassen hatte. Mit aufgerissenen Augen sah ich ihn an.

»Entschuldige!«

Meine Wangen fingen Feuer. Dass mein Knöchel verletzt war, hatte ich für einen Moment vollkommen vergessen. Merkte es jedoch wieder, als ich vor Scham einen Schritt zurücktrat und schmerzerfüllt zusammenzuckte.

»Okay, sei vernünftig und steig jetzt ein. Das muss sich ein Arzt ansehen, sonst überlebst du hier nicht. Jedenfalls nicht unter den Umständen.«

Das Klicken einer Autotür ertönte, dann spürte ich einen festen Griff an meinem Oberarm, der mich stützte.

Ich wollte ihn abschütteln. Er war zu nahe. Viel zu nahe. Doch kaum versuchte ich mich zu lösen, breitete sich der Schmerz in meinem gesamten Bein aus. Zu Boden stürzen oder mich festhalten – mir blieb keine Wahl. Also krallte ich mich an die Autotür, die er öffnete, und hievte mich auf den Beifahrersitz. Ein verwunderter Blick durchs Auto verriet mir, dass das Mädchen bereits auf den Rücksitz geklettert war.

»Danke«, flüsterte ich und sank mit geschlossenen Augen gegen die Lehne, versuchte zu verdrängen, dass ich gerade im Auto eines wildfremden Mannes saß. Dass er mich berührt hatte.

»Hier!« Ich öffnete die Augen. Ihre zarten Finger umklammerten ein Taschentuch, das sie mir entgegenhielt. Weil ich nicht sofort reagierte, deutete sie auf mein blutendes Knie.

»Ich bin Bonnie. Und das ist mein Bruder. Und wie heißt du?«

Bruder also. Ein Hauch von Sicherheit breitete sich in mir aus, nicht groß, aber groß genug, um mich etwas in der beruhigenden Hoffnung zu wiegen, dass er ungefährlich war.

»Giulia.«

»Ich bin Scott.« Beim Klang seiner Stimme zuckte ich leicht zusammen. Dabei wirkte sie nicht bedrohlich. Ruhig, rauchig, getragen von einem Hauch Müdigkeit, stand sie in erstaunlichem Gegensatz zu seinem harten Äußeren. Er war groß und muskulös, eine Präsenz, die jeden Widerstand in mir weckte. Während bei seinem Anblick alles in mir rebellierte, hatte seine Stimme eine fast beruhigende Wirkung.

»Bist du auf der Durchreise?«

»Ja.«

»Wie lange bist du schon unterwegs?«

»Seit zwei Wochen.«

Ein Blick in Scotts Richtung verriet mir, dass er kaum merkbar die Brauen hob. Wieder Spott?

»Und woher kommst du?«, fragte er nach einer längeren Pause.

»Du stellst aber viele Fragen«, antwortete ich schließlich nach einigem Überlegen.

»Nun, Coker Creek ist eine kleine Stadt mit neugierigen Einwohnern.«

Erst jetzt wandte ich den Blick aufmerksam aus dem Fenster. Ein Gerstenfeld zu unserer Rechten. Es war, als würde ich die harten Grannen auf meiner Haut spüren. Manche Erinnerungen würde ich niemals abschütteln können.

»Wo genau liegt Coker Creek?«

Als ich ihn wieder ansah, verzog er erst erschrocken, dann lachend sein Gesicht.

»Du hast echt gar keine Ahnung, wo du bist?«

»Nein.«

»Aber dass du in den USA bist, weißt du?«

Ich verdrehte die Augen.

Zum Glück lachte er schließlich. Ein leises und kurzes Lachen, das mich überraschte. Noch mehr überraschte es mich aber, dass es mir gefiel.

»Wir sind in Tennessee.«

Tennessee. Ich hatte es erreicht. Das indirekte Ziel, das eigentlich nie mein Ziel sein sollte. Denn Ziel bedeutete immer Ende. Ich wollte nicht ans Ende denken, ich wollte nicht zurück. Ich war noch nicht so weit. Ich konnte noch nicht stoppen.